

Nr. 276. Bromberg, den 18. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(17. Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Noch unangenehmere Lage eines Sekretärs.

Für die Wortkünstler, die eine plötzliche und tiefe Stille effektvoll zu beschreiben wünschen, sind eine Menge ehrwürdiger und verläßlicher Vergleiche im Verkehr. Es gibt zum Beispiel eine beredte Stille oder Grabesstille oder bedeutungsvolle Stille oder eine Stille, in der man eine Stecknadel zu Boden fallen hören kann.

Diese letztere Abart war es, die auf die Enthüllung des Geheimnisses des Teebrettes folgte. Eine Stecknadel hätte man wohl nicht fallen hören können, denn bei Mrs. Bytheway gab es nur dicke Teppiche, aber man konnte das leise Krachen in Mr. Bytheways rheumatischem linken Knie vernehmen, als er sich von seinem Stuhl erhob, um seinen erstaunten Blick gleich dem der anderen auf das Teebrett zu heften. Die Stille dauerte vielleicht zehn Sekunden und wurde von Mr. Cherry unterbrochen, der sehr leise „Ah!" sagte und zum drittenmal eine Welt von unheilvoller Bedeutung in die einfache Bemerkung legte. Diese bündige Äußerung riß Mike aus der Art Betäubung, in die er durch die Enthüllung des Dieners verfallen war. Mr. Bytheway ohne Förmlichkeit beiseite schiebend, wendete er sich an den unbewegten Stooply.

„Sie sagen, Sie haben diese Sachen in meinem Zimmer gefunden?" Ein erzbischöfliches Auge ließ sich herab, ihn wie von einer großen Höhe zu betrachten.

„In der oberen Lade der Kommode", sagte der Schicksalsbote, „in einen Socken gewickelt."

„Ach Unsinn!" sagte Mike.

„Ich habe", fuhr Stooply ruhig, feierlich und unbarmherzig fort, „eine Zeugin. Miß Kent ging zufällig an der Türe vorbei, als ich die Entdeckung machte. Da ich es für im Interesse aller hielt, weitere Zeugenschaft zu erlangen, nahm ich mir die Freiheit, Miß Kent auf die Tatsachen aufmerksam zu machen. Miß Kent wird es mir bezeugen."

Sogleich wurde Miß Kent zum Mittelpunkt des Interesses. Sie errötete peinlich, warf einen unglücklichen Blick auf Mike, bewegte die Hände hilflos und nickte schließlich widerstrebend.

„Ja", gab sie zu, „aber ich bin ganz sicher — —"

Mrs. Bytheway übernahm wieder die Führung.

„Danke, Miß Kent. Wenn ich Ihre Ansicht hören will, werde ich Sie darum befragen. Sonst haben Sie nichts gefunden, Stooply?"

„Sonst nichts, gnädige Frau."

„Dann können Sie gehen."

Langsam, eindrucksvoll, geräuschlos zog sich der Schicksalsbote zurück und jede Linie seines tadellos bekleideten Rückens bezeugte sein inneres Bewußtsein, eine gute Arbeit würdig vollendet zu haben. Als sich die Türe hinter ihm schloß, nahm Mrs. Bytheway die Schmuckstücke und legte sie in eine Schreibtischlade. Dann schaute sie auf und zu Anne.

„Das genügt, Miß Kent."

„Aber — —"

„Es genügt!"

Anne zögerte, schaute Mike noch einmal an, wandte sich um und ging hinaus, das Zimmer merklich düster zurücklassend. Mrs. Bytheway atmete tief und richtete nun ihre Geschosse auf denjenigen, den Stooplys Detektivleistung am meisten anging.

„Nun", sagte sie — und in ihrer Stimme konnte man beinahe schon das Schafott errichten hören — „haben Sie noch etwas zu sagen, bevor ich um die Polizei schicke?"

Mike hatte soviel zu sagen, daß es schwer für ihn zu entscheiden war, was er zuerst sagen sollte.

„Habe ich zu verstehen", sagte er kurz, „daß Sie mich beschuldigen, diese Sachen gestohlen zu haben?"

„Nun", murmelte Mr. Cherry sanft wie einer, der in der besten aller Welten alles am besten findet, „die Beweise scheinen mehr oder minder in diese Richtung zu deuten, finden Sie nicht?"

„Diese Sachen, wie Sie sie nennen", fuhr Mrs. Bytheway ihn an, „wurden in Ihrem Zimmer gefunden. Vielleicht können Sie uns erklären, wie sie dorthin kamen!"

„Offenbar", erwiderte Mike kalt, „hat sie jemand hineingebracht."

„Offenbar", stimmte Mr. Cherry wohlgelaunt zu.

Mike kehrte sich um und sah seinem Stellvertreter ins Gesicht. Er fühlte, daß er von diesem aristokratischen Gentleman mehr als genug gehabt habe.

„Hören Sie, lieber Freund", sagte er schnell, „jetzt fange ich an, Ihrer müde zu werden. Jetzt wäre der Augenblick, Ihre Zelte abzubrechen und sich schweigend aus dem Staube zu machen." Er wandte sich an Mrs. Bytheway. „Sie haben mich scheinbar soeben nicht verstanden — also hören Sie noch einmal. Dieser Mensch ist ein Gauner. Er ist so wenig Fairlie wie Sie. Er hat meinen Koffer und den Brief, den Sie sahen, gestohlen und Sie seitdem an der Nase herumgeführt, wie er wollte. Ich entdeckte es vor zwei Tagen, hatte aber meine Gründe zu schweigen. Wenn jemand Ihren Schmuck hat, würde ich ihn darum befragen. Fragen Sie ihn doch, was er gestern morgen in jener Kohlenkiste versteckte."

„Kohlenkiste?" wiederholte Mrs. Bytheway verständnislos.

„Also — —" begann Mr. Cherry.

„Gestern morgen", sagte Mike bestimmt, „sah ich ihn Ihre Schmuckkassette in der Kohlenkiste verstecken."

Das Ehepaar Bytheway gab unklare Laute von sich.

„Sind Sie sicher", warf Mr. Cherry milde ein, „daß es nicht heute morgen war? Das würde nämlich bedeutend überzeugender wirken, da gestern die Schmuckkassette noch nicht abgängig war. Überlegen Sie einen Augenblick."

„Ich weiß nicht, warum er die Sache so machte", fuhr Mike, ohne auf die Unterbrechung zu achten, fort, „aber jedenfalls hatte er gestern Ihre Schmuckkassette und ich möchte wetten, daß er weiß, wo sie heute ist. Was mich betrifft, so ist mein Name Fairlie — Michael James Eagleton Anstruther Fairlie, und wenn ich ein Perlenhalsband haben will, was ich nicht tue, brauch' ich es nicht zu stehlen. Ich kann mir eines kaufen. Jetzt schicken Sie um die Polizei — sie wird sich freuen, ihn zu treffen."

Eine kurze Pause folgte. Mike, obwohl er sonst das Leben leicht nahm, konnte auch ernst sein, wenn er wollte, und jetzt sprach er so ernst, daß Mrs. Bytheway einen Augenblick ein leiser Zweifel aufstieg. Aber nur einen Augenblick lang, denn Mr. Cherry, der die beiden Anzeichen dieses Zweifels gewahrte, beeilte sich, ihn zu zerstreuen.

„Sagen Sie, Mrs. Bytheway, finden Sie nicht, daß wir ein wenig — hm — Zeit verschwenden? Die Geschichte

Dieses Burschen war ja zuerst ganz unterhaltend, aber jetzt fängt sie an, etwas langweilig zu werden. Wenn ich ein Verbrecher bin, wie er sich bemüht, Ihnen einzureden — und ich will gern zugeben, daß ich mir oft gedacht habe, daß das eigentlich ein sehr interessantes Leben sein muß — wenn ich also so eine Art Raffles bin und er hat das schon vor zwei Tagen entdeckt, verstehe ich nicht, warum er es nicht gesagt hat. Das fällt mir sozusagen als der schwächste Punkt in einer sonst fast überzeugenden Geschichte auf — das, und die komische Anekdote von der Kohlenkiste."

Es war wunderschön gemacht. Tadellos war Mr. Cherrys scheinbares Widerstreben, einen Mitmenschen zu verdammen, und der leichte Humor, mit dem er den schwächlichen Angriff des Sekretärs vernichtete, war in seiner Art vollkommen. Man hatte das Gefühl, daß es Mr. Cherry einfach schrecklich war, den Menschen in eine Zelle abgeführt werden zu sehen, daß er aber doch nicht stillschweigend diese wilden Verleumdungen seines Charakters ertragen konnte. Wie schon mehr als eines seiner Opfer in seiner Vergangenheit bemerkt hatte, hätte Mr. Cherry auf ehrlichem Wege viel Geld verdienen können, wenn er sich der Bühne gewidmet hätte.

„Ich habe geschwiegen," sagte Mike zornig, „weil ich —" Er hielt inne. Dieses Schweigen erklären, hieß Anne erwähnen; und seine Gefühle für diese Perle unter den Gouvernanten öffentlich bekennen. Mrs. Bytheway kam, nachdem jeder Zweifel vollständig geschwunden, wieder zum Leben.

„Auf mein Wort, so eine Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen! Wir haben keine Zeit, noch mehr Ihrer Märchen anzuhören, junger Mann! Wo ist der Rest meines Schmuckes?"

„Also hören Sie, gute Frau — —" begann Mike.

Augenblicklich sah er, daß er damit einen verhängnisvollen Fehler begangen. Für eine Person von der Art von Mrs. Bytheway gibt es nichts, was sie so in Raserei versetzt, als „gute Frau" genannt zu werden. Man kann ihr sagen, sie „meint es gut", und sie wird nicht beleidigt sein, man kann ihr Äußeres als „simpel" oder „nicht gerade unangenehm" bezeichnen, und sie wird es mit der Zeit verzeihen, aber wenn man sie einmal als „gute Frau" anspricht, hat man sich ihre lebenslängliche Feindschaft zugezogen. Kein Mensch kann erklären, warum es so ist, aber es ist einmal so.

Mrs. Bytheway war ins Innerste getroffen. Eine Weile starrte sie Mike in sprachloser Wut an, dann ergossen sich ihre Worte stromweise. „Sie wagen es, so zu mir zu sprechen! Sie — ein Stallknecht — der sich in mein Haus gedrängt hat — mir meinen Schmuck gestohlen hat —! Wenn Sie sich weigern, ihn herauszugeben, wird Sie die Polizei schon dazu bringen! Herbert!"

Mr. Bytheway, der der Entwickelung der Ereignisse mit dem starren Auge eines Menschen zugesehen hatte, der Unbegreifliches schaut, fuhr krampfhaft in die Höhe.

„Ja, Hermine?"

„Telephoniere um die Polizei!"

Mr. Bytheway zögerte. Obwohl er keinen Grund zu zweifeln sah, daß der Sekretär den Familienschmuck unterschlagen hatte, widerstrebte es ihm doch, ihn in Fesseln gelegt zu sehen. Erstens hatte er den Burschen gern, wie er jeden gern gehabt hätte, zu dem er stundenlang von Marken reden konnte, ohne Körperverletzungen befürchten zu müssen. Und in einer etwas unklaren Weise fühlte er sich für Mikes Lage verantwortlich. Hatte er nicht den Stallknecht durch Bitten und Zureden und Versprechungen in Gold dazu bewogen, seine Beschäftigung und Lebensweise zu verändern? Ohne ihn würde dieser James — oder Anstruther oder wie er hieß — noch sorglos Heu fahren oder Pferde putzen oder was sonst Stallknechte um ihren Lohn taten! Wenn Mr. Bytheway es in seiner konfusen Art so recht überdachte, war er teilweise schuldig, ihm die Versuchung in den Weg gestellt zu haben, indem er ihn aus seiner bisherigen Sphäre in eine so verschiedene versetzt hatte. Mr. Bytheway, der wirklich eine gute Seele war, fühlte sich durch das alles ziemlich verstört, und seine Verstörung verlieh ihm den Mut, etwas zu tun, was er in seinem Leben noch nicht getan hatte: er stellte sich seiner Frau entgegen.

„Hm — es scheint mir, Hermine, daß — —"

„Telephoniere um die Polizei!"

„Aber, meine Liebe, ich möchte doch — —"

„Sei ruhig, Herbert!"

„Schließlich haben wir doch nicht den ganzen Schmuck gefun — —"

„Sei ruhig, Herbert!"

„Mr. Bytheway war plötzlich ruhig. Einen Augenblick lang war er ganz tapfer gewesen, aber der Augenblick war vorüber und würde wahrscheinlich nie mehr wiederkehren.

„Telephoniere um die Polizei! Herbert — — doch nein!" sagte Mrs. Bytheway, „ich werde es selbst tun! Du würdest nur Verwirrung anrichten und ich wünsche ihnen alles ganz klar zu machen. Sir Michael, wollen Sie den Gefangenen bewachen, während ich telephoniere?" Sie ging schwerfällig davon, die verkörperte Vergeltung.

„Ja", sagte Mike plötzlich, als sich die Türe hinter ihr schloß, „telephonieren Sie nur um die Polizei. Es wird mich sehr freuen, sie zu sehen. Aber erst habe ich hier noch eine kleine Sache zu erledigen."

Während der letzten zwei oder drei Minuten hatte Mike mit schwindelnder Schnelligkeit nachgedacht. Es war klar, daß Mrs. Bytheway in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht zu überzeugen war. Ihre erste Erwähnung der Polizei hatte ihn — wie jeden in solcher Situation, sei sein Gewissen noch so rein — mit einem Gemisch von Wut und Schrecken erfüllt; aber nun neigte er der Ansicht zu, daß das Nahen des Gesetzes ganz gut für ihn sein würde. Ihm konnte nichts geschehen, eine kurze Erklärung, ein wenig telephonieren und seine Identität wäre festgestellt. Überdies wäre es seltsam, wenn die Gegenwart der Polizei Mr. Cherry nicht dem ihm gebührenden Schicksal zuführte. Mrs. Bytheway würde sich zweifellos bemühen, alles zu vertuschen, aber Mike — der in den Augen des Gesetzes ebenso Geschädigte — war nicht in der Stimmung, ihr da nachzugeben. Niemand durfte ihn ungestraft so behandeln, wie sie es getan hatte.

Ein unangenehmer Punkt war jedoch dabei. Sobald die Polizei kam, blieb Mikes Wunsch, aus seinem Stellvertreter einen chirurgischen Fall zu machen, unerfüllt, denn man kann doch das Gesetz nicht bitten, ein wenig zu warten, bis man den ihm Verfallenen zu Brei gedroschen hat. Aus dieser Schwierigkeit gab es nur einen Weg, es jetzt zu tun. Wenn es ihm gelang, den Schurken genügend zu reizen, konnte der Kampf vorüber sein, ehe die Polizei erschien.

Es mag nun einige geben, die Sir Michael Fairlie ob dieser unchristlichen Gefühle tadeln und an die Lehre von der anderen Backe erinnern möchten. Diese seien darauf hingewiesen, daß Mike viel von Mr. Cherry erduldet hatte und, obwohl er es nicht ahnte, noch mehr erdulden sollte. Mike besorgte gern seine eigenen Angelegenheiten; der Kerl hatte seinen Namen, seine Hemden und sein Willkommen in diesem Hause gestohlen, damit ausgestattet hatte er verschiedene Verbrechen begangen und bemühte sich jetzt noch dazu, ihn, Mike, ins Gefängnis zu hetzen. Im Namen längst zu Staub gewordener und noch ungeborener Fairlies fühlte Mike, daß da etwas geschehen müsse, und zwar rasch.

Daher ging er auf Mr. Cherry zu und betrachtete ihn mit dem beleidigendsten Ausdruck, der ihm zur Verfügung stand und der in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig ließ.

„Sie schäbiger Kavalier!" sagte er beißend. „Ich frage Sie noch einmal, ob Sie die Wahrheit gestehen wollen, soweit Sie dazu imstande sind. Ich habe gerade genug von Ihnen ertragen, und wenn Sie nicht augenblicklich alles gestehen, wird es Ihnen übel ergehen. Also vorwärts!"

Mr. Cherry trat ein wenig zurück. Obwohl er nichts weniger als feig war — eine eherne Stirn und gänzlicher Mangel an Nerven sind ein Haupterfordernis seines Berufes — war ein Funkeln in Mikes Augen, das ihm gar nicht gefiel. Er war auch keineswegs in der Stimmung für eine Rauferei. Er warf einen hochmütigen Blick auf den Sekretär. „Guter Mann, Drohungen werden Ihnen nicht helfen. Sie sind erwischt worden und müssen die Folgen — —"

Er kam mit seiner Standrede nicht weiter, denn in diesem Augenblick öffnete Mike seine große rechte Hand, legte sie sorgsam auf Mr. Cherrys Gesicht und schob an. Gar nicht heftig, denn es sollte nur als Herausforderung gelten, aber Mr. Cherry verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken mit den Füßen in der Höhe.

Mr. Bytheway stieß einen erschreckten kleinen Schrei aus. Mike, der selbst über das Resultat seines Vorgehens überrascht war, wartete. Er hatte nicht lange zu warten, denn Mr. Cherry, der sich sofort wieder erhoben hatte, kam, Feindseligkeit ausstrahlend, auf ihn zu. Mike ging ihm mit einem fröhlichen Grinsen entgegen.

Dieses Grinsen blieb genau drei Sekunden auf seinem Gesicht und verschwand mit großer Plötzlichkeit. Er war auf einen Boxkampf nach allen Regeln der Kunst gefaßt gewesen, aber Mr. Cherry, obwohl des Boxens nicht unkundig, traute sich nicht genug von dieser edlen Kunstfertigkeit zu, um den Kampf zu bestehen. Hingegen hatte er im Laufe seiner vielbewegten Vergangenheit verschiedene andere Methoden der Verteidigung gelernt, die er nun zur Ausführung brachte. Er ging rasch vorwärts. Mike fühlte einen Griff auf seinem rechten Handgelenk, wurde so heftig herumgewirbelt, daß er fast niederfiel und war still. Nicht weil er still sein wollte, sondern weil Mr. Cherry seinen rechten Arm mit so einem eigenen Griff hielt, daß er sich nicht rühren konnte. Ein Versuch, sich zu befreien, war so schmerzhaft, daß ihm ein lauter Schrei entfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottfried Herder.

Zu seinem 125. Todestage am 18. Dezember 1928.

Von Dr. J. F. **Wallach**, Freiburg i. B.

Herders Werke, vielleicht mit Ausnahme des „Cid", seiner glücklichsten Schöpfung, werden kaum noch gelesen; sie stehen verstaubt in den Schränken. Es wäre falsch, uns der Undankbarkeit zu zeihen, uns vorzuwerfen, daß wir uns damit begnügen, ihm einen glänzenden Ehrenplatz in der Literaturgeschichte zuzuweisen und in der Schule ein paar Lebensdaten zu lernen. Der Grund liegt doch in Herders unglückseliger Zerrissenheit selbst. Vielleicht hat nie ein genialer Mensch den Fluch seelischer Zwiespältigkeit, die Kluft zwischen Wollen und Können härter empfunden als dieser Koloß an Bildung und Wissen, der ein Schwärmer, ein glühender Apostel war und doch seine Lebenskraft verströmte in dem vergeblichen Ringen nach der Einheit seiner inneren Welt. Das Fehlen der geschlossenen Persönlichkeit, jenes „höchsten Glücks der Erdenkinder", jenes Kunstwerks der eigenen Lebensgestaltung das wir ewig an Goethe bewundern werden, blieb ihm versagt. Daß er kein Dichter war, hat er immer wieder selbst bekannt, aber auch zum wissenschaftlichen Theologen, zum systematischen Philosophen, zum Forscher in alten und neuen Sprachen, zum hohen kirchlichen Würdenträger, Schulmann und Verwaltungsbeamten, zu Dingen also, die er neben- und nacheinander zu meistern versuchte, hat ihm teils das wissenschaftliche Rüstzeug, teils die Gabe der Menschenbehandlung und der Diplomatie gefehlt. Er war und blieb ein Schwärmer, dessen Blick in die Wolken gerichtet war, und dessen Fuß im Irdischen immer wieder strauchelte. Dazu kam eine dauernde, mit dem Alter sich steigernde Reizbarkeit, ein unaufhörliches Streben nach Veränderung der erlangten Position, das peinvolle Gefühl, daß ihm nicht die gebührende Ehre widerfahre, das Bewußtsein seiner niederen Herkunft, welche den armen Lehrerssohn aus Mohrungen in Ostpreußen (geboren 1744) ehrgeizig anstachelte. So hat der Mann, dessen ungeheure moralische und kulturelle Qualität niemand leugnen kann, der das Zeug zu einem zweiten Lessing, zu einem Praeceptor Germaniae in sich trug, selbst seine hohe Mission verschüttet und die Gunst des Glückes nicht erkannt, denn trotz aller Schwarzseherei und Selbstbemitleidung war er ein Glückskind mit einer nur im 18. Jahrhundert denkbaren Laufbahn. Gehässig hat er, dem selbst kaum dichterischer Schwung verliehen war, auf das pathetische Theater Schillers herabgesehen, und Schiller hat über den Alternden das böse aber gerechte Wort gesprochen: „Herder ist durch und durch pathologisch." Es war schon eine Art Verfolgungswahn, an dem er litt, denn was hatte er nicht alles erreicht! Goethes lebenslange Treue, die ihm die vielfältige Anregung nie vergaß, welche der damals augenkranke und im dunklen Zimmer sitzende Herder dem 21jährigen Studenten in der Straßburger „Einsamkeitshöhle" entgegenbrachte, hat ihm die höchste geistliche Stellung in Weimar verschafft, seine edle Frau Karoline Flachsland, die er mit seiner Unentschlossenheit lange gequält hatte, war dem schlechten Wirt eine mutige und verstehende Gefährtin, eine Schar blühender Söhne wuchs um ihn auf, und ganz Deutschland verehrte in dem ehrwürdigen Konsistorialpräsidenten, dem berühmten Bibelforscher, dem unvergleichlichen Übersetzer und Entdecker vergessener Volkspoesie ein moralisches Bollwerk ersten Ranges Und doch haderte er mit dem Geschick, fand Weimar unerträglich, konnte sich mit dem Fürstendienst, seinen Amtsgeschäften und Untergebenen nicht abfinden, war gegen Goethe und Karl August von einer grandiosen Undankbarkeit, schwankte ewig zwischen Weimar und einer Berufung als Theologieprofessor nach Göttingen hin und her.

In Mohrungen hatte sich ein gelehrter Sonderling, der Diakonus Trescho, des unbemittelten 16jährigen Jünglings angenommen, durch ihn wurde Herder der Zutritt zur Universität Königsberg eröffnet, wo er nach einigem Schwanken Theologie studierte und seinen Unterhalt durch Unterricht am Fridericianum verdiente. Kant hat damals mächtig auf ihn eingewirkt, später ist Herder von ihm abgefallen und hat ihn in wenig schöner Weise bekämpft. Innerlich verwandter war ihm Hamann, der „Magus aus Norden", jener seltsame und unverständliche Mystiker, der auch Goethe eine Zeitlang bezauberte. Erste Versuche als Dichter und Prediger fallen in diese Zeit. Herder folgte 1764 einem Ruf als Lehrer an die Domschule in Riga. Hier entfaltete er eine segensreiche Wirksamkeit und entwickelte sich zum hervorragenden Pädagogen. Bald wurde er außerdem zum Prediger ernannt und gewann eine große Gemeinde. Seine ersten Werke erschienen, besonders seine „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" in Anlehnung an Lessing, seine Abhandlung über Thomas Abbt und die „Kritischen Wälder". Literarische Streitigkeiten und Rigas „Kaufmannsluft" verleideten ihm allmählich die Stadt. 1769 nahm er seine Entlassung, um sein Weltgefühl auf Reisen zu erweitern. Er ließ sich vom Zufall treiben, wollte eigentlich nach Kopenhagen und kam statt dessen nach Frankreich. In Paris gingen ihm die Mittel aus. Sein gutes Glück brachte ihm den Antrag des Fürstbischofs von Lübeck, seinen Erbprinzen drei Jahre auf der üblichen Kavalierstour zu begleiten. Er folgte seines Schicksals „verworrener Schattenfabel", ging durch Belgien und Holland zurück, lernte in Hamburg noch Lessing kennen und holte seinen Prinzen in Kiel ab. In Darmstadt, mit dessen Fürstenhaus der Prinz verwandt war, verliebte Herder sich im Merckschen Hause in die junge Karoline Flachsland und verlobte sich heimlich. Nun sollte die Reise nach Straßburg weiter gehen. Herder, dem die Sache lästig wurde, schüttelte den Hofmeisterposten ab und nahm einen Ruf des als Militärtheoretiker bekannten Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe an, in Bückeburg als Konsistorialrat zu wirken. Vorher jedoch wollte er in Straßburg sein Augenübel heilen lassen. Diese schmerzliche Episode, welche die Freundschaft mit Goethe zeitigte, ist in „Dichtung und Wahrheit" verewigt. Die berühmte Abhandlung über den Ursprung der Sprache entstand hier, und die Sammlung der Volkslieder („Stimmen der Völker in Liedern") wurde begonnen. 1771 trat er sein Amt in Bückeburg als Nachfolger Abbts an, blieb dem Grafen stets ein Fremder, fand aber in der Gräfin Maria eine ergebene Schülerin und eine wie eine Heilige verehrte Freundin Endlich führte er Karoline heim, mußte aber dazu gedrängt werden. Es waren vielleicht seine besten Jahre. Ungemeine Fruchtbarkeit in theologischen Schriften erfüllte diese Epoche. Er legte die Bibel aus und beteiligte sich voll Feuereifer an unzähligen Kontroversen. Lavater beeinflußte ihn stark. Seine Stellung wurde ihm immer unerträglicher. Er machte viele Anläufe, um weg zu kommen, endlich 1775 schreibt ihm Goethe die berühmten Zeilen: „Lieber Bruder, der Herzog bedarf eines Generalsuperintendenten. Hättest Du die Zeit Deinen Plan auf Göttingen geändert, es wäre hier wohl was zu tun. Schreib mir ein Wort." — So hat Herder 27 Jahre in Weimar gewirkt und sich allgemeiner Verehrung erfreut. Hier schrieb er ein Jahrzehnt lang sein Hauptwerk, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit".

Es ist hier nicht der Ort, Herders Schicksalsfäden zu entwirren, kaum seine Hauptwerke konnten gestreift werden, geschweige denn die unendlichen persönlichen Beziehungen und Gebiete, auf denen sein sich nach dem Höchsten verzehrender Geist sich rastlos betätigt und Anregungen in reichster Fülle ausgestreut hat. So stand er, eine große, doch nicht scharf umrissene Gestalt, an der Pforte des gelobten Landes unserer klassischen Epoche, ja er stand mit einem Fuße schon darin, aber er wußte es nicht. Unser Bestes ist mit seinem Namen innig verknüpft. Wir verehren in Herder den Wiedererwecker der Volkspoesie, den Kündiger und Förderer einer nationalen Kunst, den Apostel der Humanität und des umfassenden menschlichen Bildungsideals.

Die Entstehung und Entwicklung des Weihnachtsfestes.

Von **Friedrich Schulze-Langendorff.**

Wenn der 25. Dezember unsere Stuben mit Lichterglanz und Liebesgaben, mit Freude und Kinderjubel erfüllt, dann ist es uns, als ob dieses deutsche Weihnachtsfest Jahrhunderte und Jahrtausende gefeiert worden wäre. Und doch können wir noch deutlich die Entwickelung dieses volkstümlichsten aller Feste erkennen.

Um das Jahr 300 n. Chr. Geburt kannte die christliche Kirche das Weihnachtsfest am 25. Dezember nicht, wie auch die volkstümliche Annahme, daß der 25. Dezember der Geburtstag des Herrn sei, in die Irre geht. Den Tag der Geburt Jesu wissen wir nicht. Es war nach der Auffassung zur Zeit des Urchristentums unmöglich, Christi Geburt zu feiern, weil den ersten Christen die Geburt eines Menschen als Eintritt der reinen Seele in das sündige Erdendasein keinen Anlaß zum Feiern gab. Neues Leben aber wurde mit dem Tode gegeben: die Seele des Menschen verließ den Weg der Schlacken und der Sünde und trat wieder in den gottgewollten reinen Zustand ein. Deshalb waren die Todestage der Menschen ungleich wichtiger als die Geburtstage, und so ist es zu erklären, daß wir nur die Todestage der Märtyrer im Kalender finden. Vom Judentum stark beeinflußt, übernahmen die Christen zwei jüdische Feste und feiern sie, inhaltlich natürlich anders, noch heute: Ostern und Pfingsten. Zu Anfang des dritten Jahrhunderts kam das Tauffest Jesu (Epiphaniasfest) hinzu, das etwas später als das Fest der Erscheinung der drei Könige angesehen wurde. Mit dieser Auffassung verknüpft und schließlich ganz

in den Vordergrund gestellt wurde der Gedanke von der Erscheinung Christti und da man den Geburtstag des Herrn nicht kannte, galt das Fest der Erscheinung Christi, der 6. Januar, als der Tag seiner Geburt. Durch ein Gesetz des Kaisers Justinian wurde dieser Tag auf den 25. Dezember verlegt und findet sich in dem römischen Festverzeichnis von 354 zum ersten Male. Man kam auf den 25. Dezember, weil dieser Tag im Altertum als Tag der Wintersonnenwende angesehen wurde und bei den Römern der Geburtstag des Unbesiegten (dies natalis invicti) hieß; die unbesiegbare Sonne brachte neues Licht und Leben — wie Jesus durch sein Kommen.

Die Frage, weshalb das Weihnachtsfest wie kein anderer Tag zum echten deutschen Volksfest geworden ist, beantwortet sich aus der Naturverbundenheit unserer Vorfahren. In den dunklen, unwirtlichen Wäldern der Germanen war der Winter im besonderen eine Zeit des Unbehagens, in der die Sehnsucht nach dem Lichte sich gewaltig steigerte. Die grimmen Frostriesen hatten die Herrschaft, verscheuchten Licht und Wärme und hinderten das Wachsen von Gras und Baum. Aber die milden Götter, an ihrer Spitze der liebende Freyr, ließen ihre Heldenkinder nicht in dem Banne der bösen Gewalten: im gewaltigen Kampfe, der wochenlang dauerte, drängten sie die Riesen zurück und brachten ihren Heldensöhnen mit dem großen Himmelsfeuer Licht und Wärme, und aus Freude und Dankbarkeit darüber zündeten unsere Vorfahren ein großes Feuer an, das Sonnenwend- oder Julfeuer, und weihten den Göttern zwölf Nächte. Feurige Räder wurden von den Bergen gerollt, um Feuer und Tannenbaum Reigentänze aufgeführt, Schmaus und Gelage veranstaltet, an denen selbst die Seelen der Verstorbenen teilnahmen, und auf das Haupt eines großen Ebers (Freyrs Lieblingstier) den Göttern Treue und Heldensinn gelobt. In manchen Gegenden schmückten Mistel- und Tannenzweige die Häuser, und als später der „Julblock" auf dem häuslichen Herde brannte und von den Hausbewohnern andächtig schweigend oder Gebete murmelnd umschritten wurde, war bis zum strahlenden Tannenbaum kein allzu großer Schritt mehr. Apfel- und Kirschbaumzweige wurden, durch Wärme zum Blühen gebracht, als häuslicher Schmuck für das Weihnachtsfest verwandt, und später holte man die immer grünende Tanne als Bäumchen ins Haus, den Baum des Lebens, dem die Frostriesen nichts anhaben konnten, und diesen Lebensbaum schmückte man mit den künstlich getriebenen Blüten des Apfelbaums. Als dann in späterer Zeit das Feuer des Julblocks mit dem Tannenbaum vereinigt wurde, war unser heutiger Weihnachtsbaum gegeben. Französische Dichtungen aus dem 12. und 13. Jahrhundert erwähnen wiederholt den strahlenden Baum, auch den Weihnachtsengel an ihm, und im 17. Jahrhundert eifert Dannhauer in Straßburg gegen den Weihnachtsbrauch, „einen Tannenbaum mit Zucker und Puppen zu behängen und hernach zu plündern". Im 18. Jahrhundert lesen wir in deutschen Aufzeichnungen häufiger von dem strahlenden Weihnachtsbaum, und Schiller mochte ohne ihn nicht Weihnachten feiern. Dem Deutschen ist der brennende Julblock in seiner neuen Form, d. h. der Weihnachtsbaum mit seinem Zauberglanze, ein Symbol der zu Weihnachten neugeborenen Sonne und Naturkraft und (im christlichen Sinne) des neugeborenen Heils, eine Gotterscheinung, die durch den Apfel am Baume den Sündenfall und durch den Weihnachtsengel den Überwinder der Sünde andeutet. Der deutsche Baum des Lichtes und der Freude sollte uns in unserer trüben Zeit ein Zeichen der Selbstbesinnung, der Liebe, der Hoffnung und des Vertrauens sein.

Aphorismen.

Von Gerta Staabs.

Jeder Mensch hat im Leben seine eigene Mission: ob sie groß oder klein, sichtbar oder unsichtbar ist, erhöht oder erniedrigt nicht den Wert eines Menschen.

*

Nur wer sich selbst bemitleidenswert und arm vorkommt, ist wirklich arm, weil er arm an Lebens- und Leidenswillen ist.

*

Grenzen der eigenen Mission erkennen ist oft besser als über sie hinaus wollen, um den Nebenmenschen in den Schatten zu stellen.

*

Wer in der Beurteilung anderer gerecht sein will, darf nicht vergleichen. Vorgänger und Nachfolger müssen nach ihrer Eigenart und den jeweiligen Zeitumständen beurteilt werden.



Bunte Chronik



* **Der Lebensroman einer russischen Prinzessin.** Eine geheimnisvolle und romantische Geschichte beschäftigt zur Zeit die französische Öffentlichkeit. In Toulon ist unter geheimnisvollen Umständen der bekannte Maler George Latille gestorben. Man vermutet eine Vergiftung, obwohl nichts Positives bewiesen werden konnte. Zur gleichen Zeit ist aus Toulon eine bekannte Persönlichkeit, die russische Prinzessin Golitzin, spurlos verschwunden. Die Prinzessin gehört zu einem der ältesten russischen Adelsgeschlechter. Der Prinzessin ist es gelungen, vor einigen Jahren mit ein paar Schmucksachen aus Rußland nach Frankreich zu fliehen. Bald war der Erlös der Schmucksachen verzehrt und die Prinzessin stand wie so viele russische Emigranten, die durch den größten Umsturz der Weltgeschichte von der Höhe des Lebens in den Abgrund gestoßen wurden, vor dem bittersten Elend. Die bildschöne junge Frau versuchte, eine Stellung an einer Pariser Bühne zu finden, was ihr jedoch nicht gelang. Die Prinzessin wurde schwermütig und kam in einen Kreis lebensmüder junger Leute, wo sie sich das Opiumrauchen angewöhnte. Sie wurde von ihren Verwandten in einer Klinik untergebracht und machte dort die Bekanntschaft eines jungen Parisers, der von demselben Laster Heilung suchte. Die Prinzessin verlobte sich mit diesem jungen Mann, der sie aber bald verließ und es vorzog, eine reiche Amerikanerin zu heiraten.. Durch diese Enttäuschung wurde die Prinzessin endgültig auf die schiefe Bahn gebracht. Sie wurde Kokainistin und besuchte die schlimmsten Pariser Nachtlokale, wo sie die Bekanntschaft eines vor kurzem aus dem Zuchthaus entlassenen Verbrechers machte und mit ihm in eine einsame Villa, in der nachts die wüstesten Orgien gefeiert wurden, zog. Eines Abends verließ die Prinzessin nach einer heftigen Szene mit ihrem Freund die Villa. Sie wurde ohnmächtig auf der Landstraße aufgefunden. In den Armen hielt sie ihren einzigen Schatz — eine schwarze Katze. Die Mutter der Prinzessin verschaffte sich Geld und schickte die Tochter in ein Sanatorium nach dem Süden Frankreichs. Dort lernte die Prinzessin den Maler Latille kennen und wurde seine Freundin. Eines Morgens fand man den Maler in seiner Wohnung tot, die Prinzessin war verschwunden. Es ist nicht gelungen, festzustellen, welches Drama sich in der Nacht zwischen den beiden Opfern eines grausamen Lebens abgespielt hat.

*

* **Quadriga-Rennen in Glasgow.** Was Filme nicht alles anrichten! Kürzlich wurde in einem Lichtspielhause zu Glasgow der Ben Hur-Film mit solchem Erfolge vorgeführt, daß die Leibesübungenausschuß-Behörde besagter Stadt den sonderbaren Beschluß faßte, im kommenden Jahre ein Reihe stilechter römischer Wagenrennen zu veranstalten. Schon im Jaunar sollen diese „klassischen Wettkämpfe" durch eine Parade von 60 feurigen Hengsten, 15 Rennwagen mit Lenkern und Tubabläsern, alle streng nach antikem Muster zusammengestellt, eröffnet werden. Daß bei diesen Quadriga-Rennen auch ein regelrechter Totalisatorbetrieb nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Nur mit Katakomben und Christenverfolgungen wird die Stadt Glasgow nicht aufwarten können.

Lustige Rundschau



* **Wißbegierig.** „Iß nicht so hastig, Hans! Ein Junge hat auch einmal seinen Pudding so schnell gegessen, daß er sich verschluckte und starb, ehe er fertiggegessen hatte!" — Hans denkt über diese schreckliche Geschichte nach, und fragt dann: „Und was ist aus dem übrigen Pudding geworden, Mama?"

*

* **Nur die Ruhe.** Pitsch rennt aufgeregt auf dem Bahnsteig hin und her. Pitsch schwitzt und schimpft. „Der Zug hat bereits anderthalb Stunden Verspätung," meckert er den Stationsvorsteher an. „Da brauch'n Sie sich kar geene Kedanken driwwr zu machen", erwidert dieser mit Seelenruhe, „Ihr Billjädd kild bis iewermorchen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg